Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 68 (1974)
Heft: 4-5

Artikel: Das Heil der Welt
Autor: Hübsch, L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-142353

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Heil der Welt

«Ich schaffe Heil, ja Heil dem Fernen und dem Nahen», spricht der Herr. (Jesaja 57, 19.)
Jesus: «Ich bin gekommen, das Leben in seiner ganzen Fülle zu bringen». (Johannes 10, 10.)
«Heil euch Armen. Euch gehört Gottes Herrschaft.
Heil euch, die ihr jetzt hungert. Ihr sollt satt werden.
Heil euch, die ihr jetzt weint. Ihr werdet lachen.» (Lukas 6, 20.)

«Ich schaffe Heil»: das ist die «Arbeit» Gottes. Ziel seines Wirkens ist unser Heil. Das Heil aller: der Nahen und der Fernen. Heil (hebräisch: «schalom») bedeutet Glück in einem tiefen und umfassenden Sinn:

Das Glück, von Gott geliebt und unter seiner Herrschaft geborgen zu sein. Das Glück, in echtem Frieden zu leben — in der Gemeinschaft der andern einen würdigen Platz zu haben. Das Glück, daß es einem wohl geht, auch in körperlich-materieller Beziehung: Essen und menschenwürdig wohnen vom Lohn einer guten Arbeit; ohne Angst sein vor lebensbedrohenden Mächten und Gefahren.

«Schalom» ist die Erfüllung unserer echten, tiefen und notwendigen Bedürfnisse.

Jesus bestätigt: mir geht es um das Leben in seiner ganzen Fülle; um das, was du körperlich und seelisch brauchst; um dein Wohlsein. Er wendet sich ganz besonders denen zu, deren elementare Bedürfnisse nicht gestillt sind. Denen, die vor Hunger, vor Arbeit, vor Unterdrükkung, vor Elend, vor Einsamkeit nicht zu einem Leben kommen, das diesen Namen verdient. Ihnen sagt Jesus — und verhält sich dementsprechend —: Gott will, daß ihr glücklich werdet. Er ist auf eurer Seite. Er liebt euch. Er gibt euch nicht preis. Er will euer Glück, der Armen Glück; Erfüllung für die, die nach der Fülle des Lebens hungern.

Gottes Wille wird konkret durch unser Handeln: So hilft Jesus selbst aus Not, wo er kann. Er hilft zu wirklichem Wohlsein: Zu verständnisvollen und solidarischen menschlichen Beziehungen. Zu Essen und Trinken. Zur Beseitigung von Erniedrigung und Unterdrückung. Zur Überwindung von Schuldgefühl und Angst im Vertrauen zu Gott und Mensch. Zu freiem Leben außerhalb des Zwangs von Gewohnheit, Gesetzlichkeit und anerzogener Ordnung.

Wir sind seine Stellvertreter, zu gleichem Tun bestimmt. Wir sind Gottes Werkzeuge zum Heil dem Nahen und dem Fernen. Einer hilft dem andern zum Wohlsein. Das ist die Auswirkung der Herrschaft Gottes. Für Jesus gibt es kein Glück ohne das Glück anderer. Er sucht sein Glück im Glück der Mitmenschen. «Wer das Glück als reine Privat-

sache betrachtet, betreibt vermutlich — ob er das weiß oder nicht — das Unglück anderer» (Kurt Marti).

Ich glaube, daß wir uns alle ernsthaft fragen und prüfen müssen, ob wir unsere wirklichen Bedürfnisse überhaupt kennen? Wissen wir, was wir brauchen, um glücklich zu sein? Sind wir durch das allgemeine Profitstreben, die Konkurrenzsituation, die Werbung, die Konsumgüterschwemme nicht gänzlich fehlgeleitet, in falscher Richtung orientiert, was das Suchen nach Glück und erfülltem Leben anbetrifft?

Vielleicht kennen Sie den Film «Charles mort ou vif» des Welschschweizers Alain Tanner, der sich in dieser Sache als Illustration gut eignet. Monsieur Dé, 50, Fabrikant von Uhrenfedern, mit einem Sohn, der bereits tatkräftig in der Firma mitarbeitet, ist in seinem großbürgerlichen Milieu bestens aufgehoben. «Ich habe eine Villa, eine Familie, einen Hund, eine Menge Versicherungen, zwei Autos, ein Chalet in den Bergen mit einer Schweizerfahne im Garten.» Später sagt er: «Ich bin wie in einem Wattebad, ohne wirkliche Angst, ohne Hoffnung, eingeschlossen in Behaglichkeit (confort) und Sicherheit.»

Mit fünfzig bricht er aus, überraschend, fährt weg — irgendwohin. Er sprengt die Fesseln in der vagen Hoffnung auf eine echtere Lebensmöglichkeit. Er ahnt eine Seinsweise, die freier, menschlicher, seinem Wesen eher entsprechend wäre ... Gibt es dafür in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen überhaupt eine Möglichkeit? Charles Dé wird am Schluß des Films von Krankenwärtern gepackt und in eine psychiatrische Privatklinik abgeführt.

Ich möchte in diesem Zusammenhang noch ein zweites Beispiel anführen: Brechts Kurzgeschichte «Die unwürdige Greisin» (Suhrkamp Werkausgabe, Bd. 11, S. 315). Die zweiundziebzigjährige Großmutter beginnt nach dem Tod ihres Mannes zu «leben». Sie gibt ihre Pflichtrolle auf, tritt aus dem «Aufopfernde-Mutter-Schema» heraus. Sie wird unabhängig, selbständig. «Sie schien mit ihrem Familienleben abgeschlossen zu haben und neue Wege zu gehen, jetzt, wo ihr Leben sich neigte.» «Großmutter, die Zeit ihres Lebens für ein Dutzend Menschen gekocht und immer nur die Reste aufgegessen hatte, aß jetzt im Gasthof! Was war in sie gefahren?» Sie ging ins Kino (damals war das Kino nicht, was es heute ist!), fuhr mit einer Bregg aus, suchte bei einem Flickschuster die Gesellschaft «lustiger Leute». «Sie gestattete sich gewisse Freiheiten, die normale Leute gar nicht kennen.» Entsprechend fällt auch hier die Reaktion der Verwandten und Bekannten aus: Man will einen Arzt beiziehen. Man entrüstet sich über die «unwürdige Aufführung unserer lieben Mutter.» Sie aber «hatte die langen Jahre der Knechtschaft und die kurzen Jahre der Freiheit ausgekostet und das Brot des Lebens aufgezehrt bis auf den letzten Brosamen.»

Uns — die wir verbraucht werden durch die Ansprüche des Arbeit-

gebers, des Geschäftes einerseits, durch familiäre und gesellschaftliche Pflichten und fast obligatorische Zerstreuungen (Supermarkt, Fernsehen, Auto usw.) anderseits — uns mag es manchmal scheinen, daß «die Armen glücklicher sind»: Weniger Ansprüche, weniger Hetze;; weniger Betriebsamkeit, die zu einem erfüllteren Leben nichts beiträgt; Zufriedenheit mit dem, was zum Überleben gerade notwendig ist.

Vielleicht trifft es zu, daß ein naturverbundeneres, weniger «zivilisiertes», ruhigeres Leben bessere Voraussetzungen zum Glücklichsein in sich trägt, daß es weniger von Zwängen beeinträchtigt ist und der Stillung echter Bedürfnisse eher Raum läßt. Gerade das aber trifft für den wirklich Armen nicht zu, dessen elementare materielle Grundbedürfnisse und Lebensvoraussetzungen nicht gestillt sind. Sprüche vom «Glück des Armen» sind in den Ohren dessen, der nicht genug zu essen hat, verletzender Hohn. Oft genug entspringen sie schaler Selbstrechtfertigung des Wohlhabenden, der damit sein Gewissen beruhigen möchte. Ohne Arbeit zu sein, oder zu schuften um ein lächerliches Trinkgeld; Kinder mit Hungerbäuchen zu haben, die in Abfallhaufen nach schimmligem Brot und verdorbenen Fleischresten wühlen — das ist kein Leben, kein Glück. Es ist vielmehr tief erschütternd, in welchen Umständen unzählige Mitmenschen heute leben müssen. Wer von Ihnen das «Tagebuch der Carolina Maria de Jesus» gelesen hat, kann sich etwa eine Vorstellung davon machen, was Armut bedeutet. Es sind dies in einer Bretterbude entstandene Aufzeichnungen einer brasilianischen Negerin, die in einer «Favela», einem Elendsbezirk von Sao Paulo lebte, dicht neben krassestem Luxus der Oberschicht.

Allerdings — und das ist u n s e r e Erfahrung heute — ist auch eine ausreichende materielle Lebensgrundlage oder gar ein Überfluß an Gütern keine Garantie für ein glückliches Leben. Wir erfahren die Wahrheit des Wortes von Jesus: «Das wirkliche Leben eines Menschen beruht nicht auf seinem Besitz». Besitzen, haben, immer mehr haben: darin liegt kein Glück. Krampfen zum Geldverdienen, «jeder für sich und jeder gegen jeden», das ist kein Leben.

«Unzählige Menschen fühlen sich heute nicht wohl. Sie sind innerlich unbefriedigt, lustlos, vielleicht auch sehr vereinsamt, sie finden keinen richtigen Kontakt mit der Umwelt und klagen über allgemeine Nervosität, Schwäche und Störungen aller Art» («Züri-Leu», 8. März 1974, Rubrik «Hausarzt»).

Was fehlt uns?
Sind die Arbeitsverhältnisse bedrückend? Engt uns die Wohn- und Familiensituation ein? Fehlen uns freiere Entfaltungsmöglichkeiten? Freiere und tiefere Begegnungen mit andern?

Ein erfülltes Leben braucht Raum für Fantasie und Spiel, die Verbindung mit der Natur, die Möglichkeit, sich mitzuteilen und Verständ-

nis zu finden, zu lieben und geliebt zu werden. Warum geht trotzdem das Hauptinteresse der meisten von uns immer noch nach mehr Gütern, statt nach echterem Leben? Ich glaube, daß wir da umdenken müssen — uns selbst und der Welt zuliebe!

Wenn wir da umdenken, dann könnten wir gerade in materiellen Angelegenheiten und wirtschaftlichen Beziehungen an andere denken, könnten wir teilen, loslassen. Würde nicht das uns glücklicher machen, zum Gefühl sinnvolleren Lebens beitragen? «Geben ist glücklicher als nehmen.» (Apostelgeschichte 20, 35). Auf unsere Beziehungen zur Dritten Welt (der «Welt der Armut») bezogen, heißt das: Für Rohstoffe, Produkte und Fabrikate aus der Dritten Welt freiwillig einen gerechten Preis zahlen, anstatt unsere stärkere Position im gegenteiligen Sinn auszunützen.

— Zölle auf verarbeiteten Produkten aus der Dritten Welt abbauen.
— Armen Ländern zinslose Darlehen gewähren.
— Verzicht auf die Sanierung unserer Waffenfabriken mittels Waffenlieferungen an «Entwicklungsländer».

Für unser Land bedeutet das: Verzicht auf wirtschaftliche Vorteile, Schwierigkeiten für einzelne Wirtschaftszweige in Kauf nehmen. Für jeden Einzelnen von uns: Bereit sein, für Produkte aus der Dritten Welt mehr zu bezahlen (z. B. Speiseöl, Kaffee, Kakao, Bananen u. a. m.). So könnten wir zum Teil wenigstens verhindern, daß Arme überhaupt «produziert» werden.

Gott steht an der Seite des Armen. Er will mit besonderem Interesse das Glück des Armen. Daß wir in dieser Sache an die Seite Gottes treten — daß wir selbst mithelfen, ein Stück des Versprechens Gottes zur Erfüllung zu bringen — konkret: daß wir uns informieren über die Hintergründe der heutigen Armut und uns engagieren an der Veränderung dieser Verhältnisse — daß wir also mithelfen an der Arbeit Gottes zum Heil, zur Wohlfahrt, zum erfüllteren Leben aller —: das ist wesentlich auch für unseren «Schalom», unsere Wohlfahrt. Unser Glück läßt sich nicht neben oder gar auf dem Unglück anderer aufbauen. Unser Glück hängt am Maß der Liebe, der Liebe im weitesten Sinn verstanden: vom Bereich intimer Begegnung bis zur politischen Dimension der Liebe, dem Verbundensein mit Unterdrückten und Ausgebeuteten im Kampf für Gerechtigkeit.

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit zum Schluß nochmals auf die «unwürdige Greisin» lenken. Nachdem sie sich aus einem eingeschliffenen Verhaltensmuster und aus der ihr aufgezwungenen Rolle befreit hat, nachdem sie es also gewagt hat, ihre eigenen Bedürfnisse zu erkennen und freier zur Geltung zu bringen, wird sie dadurch nicht etwa «eigensüchtiger». Vielmehr weicht die verkrampfte und gewohnheitsmäßige «Opferbereitschaft» für die Familie einem spontaneren, glücklichen

Schenken: Sie wird fähig zu einer Freundschaft mit dem Küchenmädchen des Gasthofs, eine «halb Schwachsinnige». «Sie hat dem Krüppel jetzt einen Hut gekauft mit Rosen drauf.» Sie nahm sie mit ins Kino und spielte mit ihr Karten . . .

Ein glücklicher Mensch hat es wohl nicht nötig, sich eigensüchtig um sich selbst zu drehen. Ein glücklicher Mensch kann loslassen. Wenn wir freier werden zu einem erfüllteren Leben hin, wird uns die Jagd nach mehr Besitztum nicht mehr interessieren. Ein freigewordener Mensch kann nicht nur glücklich sein, sondern auch glücklich machen.

Jesus sagt uns: «Wenn ihr an meinem Wort festhaltet, werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch zu freien Menschen machen. — Ich bin gekommen, das Leben in seiner ganzen Fülle zu bringen.» L. Hübsch

(Predigt, gehalten in Zürich-Seebach am 10. März 1974)

Konrad Farner

Auf unsere Bitte hat sich Herr Pfr. K. Marti, Bern, freundlicherweise bereit erklärt, den «Neuen Wegen» seinen Nachruf auf Konrad Farner (Radio DRS, vom 11. April 1974 zur Verfügung zu stellen, wofür wir ihm herzlich danken. Red.

Anfang dieses Jahres schrieb Konrad Farner, der letztes Jahr zwei Schlaganfälle erlitten hatte, seinen Freunden und Bekannten einen Rundbrief, der mit dem Satze schloß: «Aber wie immer in meinem Leben halte ich es mit Rosa Luxemburgs 'Trotz alledem!'»

Trotz seiner Herkunft aus bürgerlichem Milieu ist der junge Farner seinerzeit Kommunist geworden, aus tiefster Überzeugung. Trotz aktivem Kampf gegen den Nationalsozialismus, bereits der ersten Jahre, der ihm 1923 eine Ausweisung aus dem Freistaate Bayern eintrug, ist er Kunsthistoriker und Graphikexperte geworden. Trotz seiner marxistischen Überzeugung und Tätigkeit hat er während des letzten Weltkriegs in Basel ein zweites Studium in Staatswissenschaft und Theologie absolviert, bei Edgar Salin und Karl Barth, bei dem er doktoriert hat. Trotz eines lang andauernden und erbarmungslosen Pogroms gegen ihn und seine Familie, 1956, an seinem Wohnort, ist er, den man mit Schimpf und Schande vertreiben wollte, dort wohnhaft geblieben. Trotz **Kritik** und Unverständnis seitens seiner marxistischen Freunde ist er ein Bahnbrecher des Dialogs zwischen Marximus und Christentum geworden. Trotz dialektischer Schulung und Meisterschaft war er ein dialogischer Mensch, immerzu offen und lernbereit. Trotz seines Marxismus ist er 1969 aus der Partei der Arbeit ausgetreten, «nach links ausgetreten», wie er stets betont hat. Trotzdem er immer wieder in die